

LANDfreund

DAS SCHWEIZER AGRARMAGAZIN

Nr. 6 · Juni 2014



Westschweiz:
Neue Existenz, neues Glück?

Westschweiz: Neue Existenz, neues Glück?

Ein eigener Betrieb im Welschland: Für viele ein Traum, für einige Realität. Was braucht es, um in der französischen Schweiz eine neue Existenz aufzubauen?

Sie haben schon mal darüber nachgedacht, in die Westschweiz auszuwandern? Dann geht es Ihnen wie vielen Deutschschweizer Bauern. Die weiten, fruchtbaren Ebenen in der Waadt: die fast menschenleeren, saftig grünen Hochtäler in Neuenburg; die naturnahen Wytweiden im Jura: Sie faszinieren Bauern von ennet dem Röstigraben seit Generationen. Denn während zwischen Thurgau und Bern jede zusätzliche Hektare teuer erkämpft werden muss, locken im Welschland Weite, Freiheit und nicht zuletzt auch deutlich tiefere Land- und Liegenschaftspreise.

Zunehmende Verdrängung

Für die meisten bleibt ein Betrieb in der Romandie ein Traum. Aber nicht für alle. Jedes Jahr verlassen drei bis fünf Bauernfamilien ihre Höfe in der Deutschschweiz, um im französischsprachigen Landesteil eine neue landwirtschaftliche Existenz aufzubauen.

Das Auswandern von Ost nach West gibt es schon seit Jahrzehnten. Als

Folge davon existiert in der Romandie eine grosse Gruppe von Landwirten mit Deutschschweizer Wurzeln. Felix Würigler vom Landwirtschaftsamt Neuenburg schätzt, dass sie in seinem Kanton rund einen Drittel aller Landwirte ausmachen. Die meisten seien perfekt integriert und betrachten sich selbst zu 100% als Romands.

Auch Jean-Paul Lachat, Vorsteher des Landwirtschaftsamts Jura, weist auf die lange Tradition von Einwanderern in seinen Kanton hin. In der Vergangenheit habe sich ihre Zahl zwischen eins und drei pro Jahr eingependelt. Das tönt nach wenig. Doch Lachat spürt, dass das Thema an Bedeutung gewinnt. Einerseits, weil der Kanton Jura nach wie vor eine grosse Anziehungskraft auf Landwirte ausübt. Andererseits aber auch, weil die Einwanderung gewisse Probleme verursachen kann, auf die die Einheimischen zunehmend sensibel reagieren. So stellt Lachat zum Beispiel fest, dass im Jura der Verdrängungskampf zwischen den Bauern zunimmt. Gute Flächen sind auch

am Nordwest-Zipfel der Schweiz knapp und begehrt. Das zeige sich an den steigenden Bodenpreisen. Deutschschweizer Einwanderer seien oft kapitalstärker als die Einheimischen. Deshalb gab es Fälle, bei denen der Ur-Jurassier gegenüber dem Zugezogenen den Kürzeren gezogen hat.

«Solche Fälle sorgen natürlich für Unbehagen», meint Lachat. Schwieriger sei aber, wenn ein Neuankömmling nicht bereit sei, sich zu integrieren. «Leider gibt es einige Bauern, die kein Interesse und Verständnis für unsere Kultur mitbringen und nicht einmal Französisch lernen. Das ist sehr problematisch – für die Nachbarn, aber oft auch für die Zugezogenen selbst.»

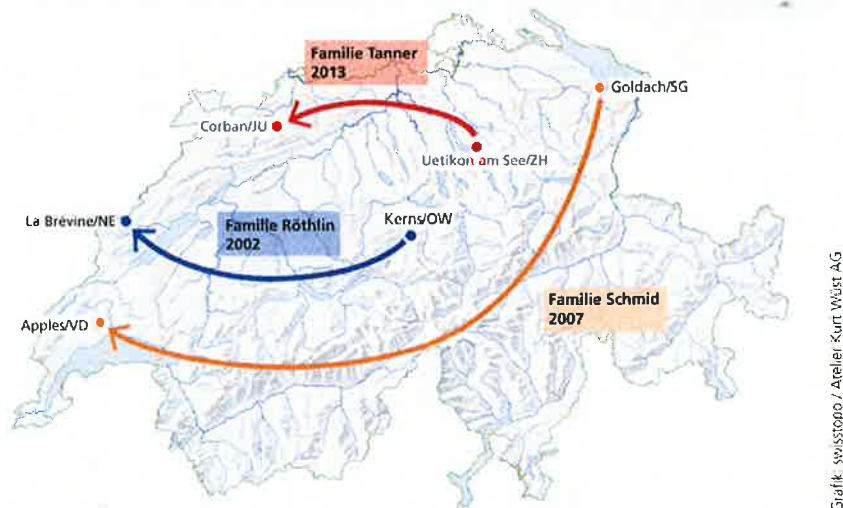
Anderes Ertragspotenzial

Problematisch sei auch, wenn Deutschschweizer mit falschen Erwartungen in die Westschweiz ziehen. Die Bedingungen würden hier und da zu optimistisch eingeschätzt. Lachat macht darauf aufmerksam, dass im Jura die Winter besonders kalt und die Sommer besonders trocken sein können. Zudem ist die Vegetationszeit kürzer und die Böden sind tendenziell weniger fruchtbar als beispielsweise im Mittelland oder in den Voralpen. «Das Ertragspotenzial ist bei uns geringer. Wer das nicht bedenkt, zahlt für einen Betrieb einen überhöhten Preis und kommt dann rasch in eine finanzielle Schieflage», gibt Jean-Paul Lachat zu bedenken. Er weiss von Deutschschweizern, die sich finanziell übernommen haben und nach kurzer Zeit wieder verkaufen mussten.

Die Regel sind solche Fälle aber nicht. Die meisten bereiten den vielleicht weitreichendsten Schritt in ihrem Leben sorgfältig vor. Sie integrieren sich und fühlen sich nach einer bestimmten Angewöhnungszeit wohl in der Romandie. Im besten Fall sind sie eine echte Bereicherung für die lokale Landwirtschaft und die Dorfgemeinschaft.

Dominik Hasler

Von Ost nach West: Drei Bauernfamilien ziehen ins Welschland



Grafik: swiss topo / Atelier Kurt Wüst AG

Die Familien Schmid, Tanner und Röthlin haben in der Romandie eine neue Existenz aufgebaut. Auf den folgenden Seiten berichten sie über ihre Erfahrungen.



«In der Waadt fanden wir unser Paradies»

Carole und Jakob Schmid sind ein Bauernpaar mit Visionen. Um sie zu verwirklichen, zogen sie vom Bodensee an den Genfersee.

Wir haben im Waadtland das Paradies gefunden», sagt Jakob Schmid mit glänzenden Augen. Seine Frau Carole nickt, zeigt auf die idyllische Umgebung und ergänzt: «Das hier ist ein Traum. Manchmal können wir unser Glück immer noch nicht fassen.»

Das Schmid'sche Paradies befindet sich relativ abgelegen in Apples (VD), nahe Lausanne. Hier bewirtschaftet das Paar einen 50 ha grossen Betrieb mit 50 Milchkühen, Ackerbau und 20 Pensionspferden. Bevor Jakob und Carole Schmid vor sieben Jahren

hierher gezogen sind, befand sich ihre Heimat am anderen Ende der Schweiz – in Goldach (SG) am Bodensee. Ihr Hof dort – 25 Kühe, 200 Mast Schweine, 75 kW-Biogasanlage – lag mitten im Dorf. Investitionen standen an, doch an eine Baubewilligung war nicht zu denken. Zudem waren die Flächen stark parzelliert. Jakob Schmid erinnert sich: «Wir sind Bauern mit Leib und Seele und hatten Visionen. Doch in Goldach konnten wir diese nicht mehr verwirklichen. Irgendwann wurde uns klar, dass sich etwas grundsätzlich ändern muss. Jammern

allein nützt nichts.» Ende 2005 nahmen Carole und Jakob Schmid daher Kontakt mit Liegenschaftsvermittler Alois Dähler auf. Dieser wusste Rat und informierte sie über Betriebe, die zum Verkauf standen. Ohne Erwartungen reisten die beiden im Januar 2006 ins Waadtland, um einen Betrieb zu besichtigen.

Sie waren sofort begeistert. «Als wir ankamen stieg der Adrenalinspiegel in ungeahnte Höhen – Euphorie pur. Wir wussten sofort: Das ist es!», so Schmid. Die Banken legten den Auswanderungswilligen keine Steine

Die vier Kinder – Anna, Mark, Elisa (v.l.) Pierina (fehlt auf dem Bild) – und der «neue» Hof im Waadtland sind das grösste Glück von Jakob und Carole Schmid.

Eine Obwaldner Familie im Sibirien der Schweiz

Innert drei Monaten hat sich die Betriebsfläche der Familie Röhlin verachtfacht. Mittlerweile ist auf dem Hof in La Brévine die zweite Generation am Ruder.

Im September 2001 las Kaspar Röhlin in der «Tierwelt» ein Inserat, das sein Leben innert weniger Monate radikal verändern sollte. Bis zu diesem Zeitpunkt bewirtschaftete der damals 59-Jährige mit seinem ältesten Sohn Kaspi in Kerns (OW) einen 20 ha grossen Bergbetrieb mit Milchwirtschaft. Im Inserat ausgeschrieben war ein Hof mit achtmal so viel Land – 167 ha, davon 45 ha Wald. Der Ort: La Brévine (NE), das Sibirien der Schweiz.

Röstigraben zum ersten Mal überquert

«Aus Gwunder wählte ich die Nummer. Ich wollte erfahren, wie teuer sowas ist. Der Preis war tiefer als erwartet, also machte ich einen Besichtigungstermin ab», erinnert sich Röhlin. Beim Besuch in der Westschweiz – dem ersten in seinem ganzen Leben – war er positiv überrascht. Die Gebäude waren zwar alt, ihr Zustand aber ok. Die Wiesen sahen besser aus als vermutet. Und generell imponierte ihm die Gegend. Sie erinnerte ihn eher an Kanada, als an die Schweiz.

Da sich alle vier Söhne für die Landwirtschaft interessierten, machte er ein Angebot. Er wollte aber nur so viel zahlen, wie er aus dem Betrieb voraussichtlich herauswirtschaften könnte. Sein Angebot reichte vorerst aber nicht. Ein anderer bekam den Zuschlag. Röhlin beschloss, weiterzumachen wie

bisher. Oder vielleicht doch mal noch nach Paraguay auszuwandern. Dort war er mit seiner Frau Annemarie auf der verspäteten Hochzeitsreise und wäre gerne geblieben.

«Der spinnt doch!»

Im Januar 2002 bekam Röhlin einen Anruf vom Liegenschaftsmittler Alois Dähler. Er könne den Hof nun doch haben, wenn er wolle. Röhlin und seine Söhne wollten. Drei Monate später molken sie bereits zum ersten Mal die 59 Kühe, die die Familie allesamt übernommen hat. Der Betrieb im Kanton Obwalden führte die Familie weiter. Heute wird er von Sohn Kaspi bewirtschaftet.

«Der Wegzug von Röhlin machte in seiner Heimat schnell die Runde. «Der spinnt doch», hätten viele gedacht. «aber er wird bestimmt bald wieder zurückkehren.»

Die kritischen Stimmen sind mittlerweile verstummt. Die Familie Röhlin ist geblieben und hat ihr Heimet in den letzten Jahren sogar weiter ausgebaut. Mittlerweile umfasst es schon über 150 ha Grünland. Das reicht für gut 90 Kühe (Ø Jahreleistung: knapp 6000 kg) und das Jungvieh.

Produziert wird im Neuenburger Jura eher extensiv. Das ist bedingt durch die Lage und das Klima. La Brévine liegt auf über 1000 m.ü.M. und hat bekanntlich die kältesten Winter der Schweiz. Entsprechend

kurz ist die Vegetationszeit. Oft fällt der Frühling beinahe ganz aus – wenn der Schnee endlich weg ist, beginnt schon fast der Sommer.

In diesem Jahr war der Winter allerdings vergleichsweise mild. Die Kühe konnten bereits Ende April auf die Weide. Im Juni sind dann die Waldweiden dran. Und ab Juli grasst das Vieh auf der zum Hof gehörenden Alp. Diese ist nur wenige Minuten vom Talbetrieb entfernt, liegt aber gänzlich in Frankreich. Direktzahlungen gibt es für die 70 ha nicht. Und jeder Heutransport auf dem Waldweg muss der Zollstelle gemeldet werden.

Extensiv produzieren

Die weitläufigen, flachen Wiesen im Hochtal von La Brévine mähen Röhlin's zweimal pro Jahr. Das Heuen auf den drainierten Hochmoorböden ist eine Herausforderung. Bei zu hohem Gewicht sinkt man ein und kommt nicht mehr weiter. «Das ist uns am Anfang einige Male passiert. Mit der Zeit lernten wir, dass man beim Laden nicht ans Limit gehen darf und wo man mit dem vollen Wagen durchfahren kann bzw. wo nicht», berichtet Toni Röhlin. Auch das Weidemanagement haben die Röhlin's nach und nach optimiert.

Speziell vorbereitet auf den Umzug in die Westschweiz haben sie sich nicht. «Dafür hatten wir auch gar keine Zeit. Das erste Jahr war dementsprechend hart – auch, weil das Wetter damals lange sehr schlecht

in den Weg. Dank potenziellem Bauland zuhause in Goldach war die Finanzierung des neuen Betriebs rasch gesichert.

Emotionaler Umzug

Die Schmid's waren allerdings nicht die einzigen Bewerber. Nach bangem Warten gab es im September die mündliche Zusage. Die ganze Maisernte wurde verkauft. Doch solange nichts unterschrieben war, durfte niemand von den Plänen erfahren. Im Januar 2007 dann die Erleichterung:

Sie konnten den Vertrag für das neue Leben in der Romandie unterschreiben.

Bereits einen Monat später transportierte Jakob Schmid mit mehreren Traktorführen Hab und Gut vom Bodensee zum Genfersee – zum Schluss den gesamten Viehbestand. Schmid weiss: «Eine solche Züglerei ist anstrengend, aber emotional auch wichtig. Das Ende und den Neuanfang erlebt man auf diese Weise besonders intensiv.» Die Euphorie über die neue Heimat liess auch in den folgenden Monaten nicht nach. Heimweh kam

nie auf. Dafür hatten sie auch gar keine Zeit. Denn jetzt galt es, den Betrieb und die Umgebung kennen zu lernen.

Eine grosse Hilfe war ihnen dabei ihr Vorgänger Heiri. «Heiri war für uns Gold wert. Am Anfang zeigte er uns z.B., wo die Schächte im hohen Gras versteckt sind. Heute ist er immer noch ein wichtiger Teil des Betriebs und mittlerweile auch der Familie», so Schmid.

Der Betrieb in Apples ist strukturell weniger arbeitsaufwändig als der alte. So können Jakob und Carole die



war. Wir lernten aber jedes Jahr dazu und sind so Schritt für Schritt vorwärts gekommen», erzählt Vater Kaspar am grossen Küchentisch.

Neuer Laufstall geplant

Dort sitzt auch seine Frau Annemarie. Für sie war der Umzug in die Westschweiz nicht ganz einfach. Die ersten zwei Jahre blieb sie in Kerns und auch heute noch packt sie hie und da das Heimweh. Dann macht sie einen Spaziergang im Wald oder fährt in die Zentralschweiz und besucht ihre Töchter oder ihren Sohn. Auch Kaspar Röhlin geht mittlerweile hin und wieder zurück in seine erste Heimat. Bereit hat er die Auswanderung aber noch keine Sekunde. Nur mit dem Französisch konnten sich er und Annemarie nie wirklich anfreunden.

Anders ihr jüngster Sohn Toni. Er absolvierte seine drei letzten Schuljahre in der Romandie. Dabei lernte er die Sprache und machte schnell Bekanntschaft mit den Romands. Toni ist mittlerweile der Betriebsleiter auf dem Hof. Die Hierarchie ist allerdings flach, insbesondere die Brüder Peter und Sepp sind vom Familienbetrieb nicht wegzudenken.

Toni Röhlin fühlt sich mittlerweile fast wie ein Neuenburger. Diese seien ruhiger und gelassener als die Deutschschweizer. Zudem seien sie sehr hilfsbereit. «Als wir mal kurz nach unserer Ankunft mit dem Mistzetter in einem Strassengraben gelandet sind, waren sofort Nachbarn zur Stelle, um ungefragt zu helfen», staunt Röhlin noch heute.

Die Familie Röhlin hat zwölf bewegte Westschweiz-Jahre hinter sich. Ob bald ruhigere Zeiten anstehen, ist aber fraglich. Im Jahr 2015 soll ein neuer Laufstall den in die Jahre ge-

doppelte Grösse mit gleichem Aufwand bewältigen. Die Milch liefern sie an eine Gruyère-Käserei. Dafür müssen sie aber auf Silagefütterung verzichten. Das war – neben den geringeren Niederschlägen und dem Einstieg in den Getreideanbau – die grösste produktionstechnische Umstellung, die sie vollziehen mussten.

Die Integration im neuen Umfeld erfolgte problemlos. Über die Käserei oder die Maschinengemeinschaft komme man schnell in Kontakt mit anderen Bauern, meint Jakob Schmid. Das Verhältnis unter Nachbarn und



Mit 59 Jahren hat Kaspar Röhlin einen Hof gekauft, der seiner Familie über mehrere Generationen eine Existenz bieten soll. Auf dem Bild: Kaspar, Annemarie, Sepp, Peter, Toni und seine Frau Cindy mit den Kindern Nayla und Sven (v.l.)

kommenen Anbindestall ersetzen. Dieser wird auch einen Heustock mit Belüftung haben. Darauf haben sie bis heute verzichtet und deshalb nur Bodenheu-Ballen produziert.

Und auch im Wald gibt es noch viel zu tun. Der Vorgänger habe sich kaum um diesen Betriebszweig gekümmert.

Landwirten sei sehr kollegial – so wie es in Goldach auch war.

Gekommen, um zu bleiben

Mit der Sprache tut er sich allerdings in seinem siebten Welschlandjahr noch etwas schwer. Die Kommunikation funktioniere aber trotzdem. Seine Frau hat als ausgebildete Lehrerin hingegen keine Sprachschwierigkeiten. Und als Mutter von vier Kindern (1 bis 6 Jahre) habe sie regen Austausch mit anderen Müttern. Das helfe, die Kenntnisse zu verbessern.

Die Holzreserven seien daher sehr gross. «Davon werden wir noch jahrzehntelang profitieren», glaubt Röhlin. Dann fügt er hinzu, dass das Holzen hier mehr Spass macht als in Obwalden: «Hier muss man nicht für jeden Baum, den man fällen will, um Erlaubnis fragen.»

Da die Schmidts gekommen sind, um zu bleiben, haben sie nach ihrer Ankunft weiter investiert: Im 2009 bauten sie einen neuen Milchviehstall und vor zwei Jahren einen Pferdestall mit Gruppenhaltung. Die Visionen gehen den Neo-Welschen aber noch lange nicht aus. Neuerdings setzen sie sich intensiv mit ökologischer Landwirtschaft auseinander. «Früher war uns dieses Thema nicht so wichtig. Aber seit wir so nahe an der Natur leben, fühlen wir auch eine positive Verantwortung ihr gegenüber», erklärt Carole Schmid.





Die anstrengenden letzten Monate sieht man der Familie Tanner nicht an. Seit sieben Monaten bewirtschaftet sie im Jura einen Betrieb mit 45 Kühen.

Von der Goldküste in den beschaulichen Jura

Im letzten Herbst gaben Tanners ihren Hof in Uetikon am See auf und übernahmen einen 35 ha Betrieb im Jura.

Während 27 Jahren bewirtschaftete Familie Tanner mitten im Dorf Uetikon a. See (ZH) einen Pachtbetrieb mit 22 Milchkühen, 500 Hühnern, Obst und Reben. Bis auf die Milch wurden alle Produkte direkt vermarktet. Seit November gibt es diesen Betrieb nicht mehr. Und das Betriebsleiterpaar, Urs und Barbara Tanner, hat sich aufgemacht, um im Jura eine neue Existenz aufzubauen.

Turbulenter Umzug

Der Startschuss für die Zeit der Veränderung kam im März 2013. Die Eigentümerin von Tanners Hof, eine Chemiefirma, kündete die Pacht, um den Betrieb aufzulösen. «Im ersten Moment waren wir von diesem Entscheid überrascht. Aber eigentlich wussten wir, dass der Hof keine Zukunft hat. Zu klein waren die vielen Parzellen und zu gross die anstehenden Investitionen und der Siedlungsdruck», erinnert sich Urs Tanner.

Den Kopf in den Sand stecken, wollten er und seine Frau deswegen aber nicht. Sie entschieden, dass sie weiter bauen wollen und besichtigten deshalb Höfe in der ganzen Schweiz. «Wir waren bereit, überallhin zu ziehen. Wenn die Mittel begrenzt sind, sollte man flexibel sein», so Tanner.

Einen Kompromiss mussten sie allerdings nicht eingehen. In Corban (JU) fanden sie ihren Traumbetrieb: 35 ha (davon 10 ha Pacht), 45 Kühe (ø 8000 kg/Jahr), wenig Ackerbau.

Der Eigentümer erreichte das Pensionsalter und wollte verkaufen. Schnell wurde man sich einig. «Unser Vorgänger gehört zum Glück nicht zu jenen, die stur dem Meistbietenden den Zuschlag geben. Ihm war wichtiger, dass jemand den Hof bekommt, der zu ihm passt», sagt Urs Tanner. Zusammen mit seiner Frau unterschrieb er Ende Juni den Kaufvertrag. Der Preis inkl. Inventar betrug zwischen 1 und 1,5 Mio CHF.

Jetzt galt es, den Umzug zu organisieren. Pro Woche nahmen sie sich dafür einen Tag Zeit. Der alte Betrieb lief bis Ende Oktober normal weiter. Dann fand die Versteigerung der Brown-Swiss Herde und der Fahrhabe statt. «Es war der erste schöne Tag seit langem und so blieb der Besucheransturm aus. Vieh und Maschinen liefen nicht schlecht. Aber insgesamt haben wir mehr erwartet», erzählt Barbara Tanner.

Vier Tage später erfolgte die Betriebsübergabe in Corban. Die folgenden Wochen waren besonders turbulent. Während es in Uetikon noch viel zu tun gab, warteten in Corban be-

reits der neue Betrieb und ein neues Umfeld. Der Hofvorgänger war in dieser Zeit eine grosse Hilfe. «Bei Bedarf half er im Stall und bei der Administration. Zudem machte er uns mit vielen Leuten bekannt», ist Urs Tanner dankbar. Einmischen tue er sich aber nicht. Das wäre auch schwierig, denn seit dem Verkauf lebt er im Nachbardorf.

Sprache lernen

Mittlerweile sind Urs und Barbara Tanner richtig im Jura angekommen. Sie wohnen mitten im kleinen Dorf und fühlen sich in ihrem neuen Umfeld sehr wohl. Die Leute seien kontaktfreudig, kontrollieren einander aber nicht auf Schritt und Tritt.

Seit Februar sind Tanners zu dritt. Sohn Laurin sorgt dafür, dass ihr Leben turbulent bleibt. Er hilft aber auch bei der Integration. Nachbarn kämen spontan vorbei, um den Kleinen zu sehen. Die Kommunikation fällt Barbara dabei nicht schwer. Sie hat drei Jahre im Welschland gearbeitet. Urs hingegen profitiert davon, dass Corban nahe an der Sprachgrenze liegt. Viele verstehen daher Deutsch. Trotzdem soll sein Französisch besser werden. Denn der Jura ist die neue Heimat der Familie und da will sie sich richtig integrieren.

«Ein welscher Betrieb kostet bis 40 % weniger»

Liegenschaftsvermittler Alois Dähler hat schon Dutzenden Deutschschweizer Bauernfamilien eine neue Existenz in der Romandie vermittelt. Fast alle sind glücklich geworden und bis heute geblieben.

LANDfreund: Wie viele Westschweizer Landwirtschaftsbetriebe vermitteln Sie jährlich an Deutschschweizer Landwirte?

Alois Dähler: Seit bald 20 Jahren vermittele ich pro Jahr etwa drei bis fünf welsche Betriebe an Deutschschweizer. Das sind wahrscheinlich etwa 70% aller vermittelten Betriebe – die privat verkauften Höfe sind dabei nicht einberechnet. Das Interesse, in die Romandie auszuwandern, ist seit Jahren in etwa konstant.

LANDfreund: Was sind das typischerweise für Betriebe?

Dähler: Das ist ganz verschieden. Meist haben sie eine Fläche zwischen 10 und 85 ha. Je nach Region sind es Ackerbau-, Milchwirtschafts- oder Mutterkuhbetriebe. Tendenziell sind sie grösser als in der Deutschschweiz.

LANDfreund: Wie viel Geld muss man in die Hand nehmen, um in der Westschweiz eine neue Existenz aufzubauen?

Dähler: Deutlich weniger als in der Deutschschweiz – schätzungsweise knapp die Hälfte. Ein Beispiel: Für einen schönen 35 ha Milchwirtschaftsbetrieb in der Talzone zahlt man in der Romandie zwischen 1,8 und 2,5 Mio. CHF. In der Deutschschweiz kostet ein vergleichbarer Betrieb selten weniger als 4 Mio. CHF.

LANDfreund: Wie viel Eigenkapital muss man für den Kauf mitbringen?

Dähler: Das sollten schon etwa 70% sein. Für einen Landwirten, der noch keine Million auf der Seite hat, wird's deshalb auch in der Romandie schwierig, einen schönen Betrieb zu kaufen. Genügend Ersparnisse aus ein bis zwei Generationen oder Kapital aus dem Verkauf von Bauland sind deshalb die wichtigste Voraussetzung für das Auswandern in die Westschweiz.

LANDfreund: Was müssen ein Betriebsleiter und seine Familie sonst noch mitbringen, um in der französischsprachigen Schweiz erfolgreichauern zu können?

Dähler: Der Betriebsleiter muss ein guter Landwirt sein und professionell arbeiten können. Und ohne grossen Willen und Einsatz geht's natürlich

nicht. Zudem sollten er und die Familie bereit sein, sich schnell im Dorf und in der Nachbarschaft zu integrieren. Erfahrungsgemäss gelingt das den Kindern am schnellsten und einfachsten. Natürlich spielt die Sprache eine Rolle. Wer es nicht schafft, den Nachbarn mit «Bonjour, ça va?» zu grüssen, wird es schwer haben. Überschätzen darf man die Sprache aber auch nicht. Ich weiss von mehreren Deutschschweizern, die auch nach Jahren in der Romandie noch sehr bescheidene Französisch-Kenntnisse haben. Sie fühlen sich trotzdem wohl. Die Kommunikation mit den Romands geschieht dann halt eher mit Händen und Füssen.

LANDfreund: Gibt es viele, die das «Abenteuer Romandie» unterschätzt haben und desillusioniert wieder in die Deutschschweiz zurückkehren?

Dähler: Nein, das sind wenige. Die meisten werden nach einer herausfordernden Startphase glücklich in der Romandie. Ich kenne nur einen einzigen Fall, bei dem der Aufbau der neuen Existenz gescheitert ist. Der Grund dafür lag aber an den Familienverhältnissen und nicht an der Westschweiz.

LANDfreund: Wie lange dauert die schwierige Startphase?

Dähler: Meist etwa ein bis zwei Jahre. Das hängt von der Persönlichkeit, der Sprache und dem Willen zur Integration ab. Am Anfang ist das Heimweh oft ein Problem und die vielen neuen Herausforderungen können eine Betriebsleiterfamilie schon mal ans Limit bringen. Aber wie gesagt: Die meisten langen sich mit der Zeit wieder auf und bereuen den Schritt nicht.

LANDfreund: Wie reagieren die Einheimischen in der Romandie auf die Zuzüger aus der Deutschschweiz?

Dähler: Das ist unterschiedlich. Natürlich gibt es immer solche, die nicht glücklich sind über die Fremden, die in ihrer Nachbarschaft schöne Höfe kaufen. Aber: Wenn ein Deutschschweizer bereit ist, sich gut zu integrieren, gibt es normalerweise keine



Welsche Landwirte denken anders als ihre Kollegen aus der Deutschschweiz, weiss Alois Dähler aus Erfahrung.

grösseren Probleme mit den Nachbarn. Generell ist Neid weniger verbreitet als in der Deutschschweiz. Das hat mit der Mentalität zu tun.

LANDfreund: Können Sie das erklären?

Dähler: Die Deutschschweizer leben, um zu arbeiten. Sie werken viel, sparen Geld und kaufen sich damit z.B. neues Land oder einen Hof in der Romandie. Auf diese Weise investieren sie für die kommenden Generationen. Das macht sie glücklich und das Geld ist sicherer angelegt als an der Börse. Viele Romands haben eine andere Lebenseinstellung: Sie arbeiten, um zu leben. Wenn einer eine Million gespart hat, kauft er damit sicher keinen neuen Hof, um dann wieder jeden Tag am Morgen früh aufstehen zu müssen. Wenn ein Deutschschweizer mit viel Geld einen Betrieb kauft, spüren die Romands statt Neid eher Unverständnis und Mitleid wegen der vielen Arbeit, die er sich damit aufbürdet.